

**Christian Lehnert**

## **Finisterre**

Buch mit CD

---

Westwärts, über die Felsen, gegen das Vergessen hin,  
wo die Grabsteine keine Namen mehr tragen, nur  
kristalline Pupillen aufs Meer stieren, wo die Gischt  
beharrlich Beton abnagt,  
Landrippen, löchrig, unter dem Negelschirm liegen,  
hoc est corpus, röchelnd  
unterspült, wo die Straßenschilder enden,  
die trigonometrischen Punkte,  
wo dein Atem gegen den Sturm versagt, Zeit  
in Karstlöchern absickert, wo die Nacht Erinnerungen  
an die Möwen verfüttert, wo nur Flechten noch  
das Wasser hochhalten gegen den Sog  
der Einsamkeit, wo du als Zitat eines unverstandenen  
Satzes nachhinkst, unsicher, wie die Gesetze  
der Geometrie, der Schwerkraft, wo die dunklen Akkorde  
der Nebelhörner dich erbarmungslos in die Zukunft treiben...

*(Finisterre)*

---

Wo die Grenzen des Sagbaren erreicht, das gesicherte Vokabular versagt: da setzen die Gedichte von Christian Lehnert an. Als „Nachfahre der Mystik“ wird er von der Kritik gesehen, „mythen-monoman, von theologischen und mystischen Motiven umgetrieben“.

In seinem neuen Band *Finisterre*, fünf Zyklen vom äußersten Rand des Kontinents und des Menschseins, entwirft Lehnert, indem er Reales mit Imaginärem souverän verknüpft, die Auflösung des Ich in visionären Vorzeit-Bildern. Passio, die Leidensgeschichte des Gekreuzigten – in erschütternder Innigkeit nachvollzogen –, kippt in ein Bild der erneuten Schöpfung: „Das ist mein Leib; / er ragt wie ein Vulkan aus dem Urmeer, wächst / wie die Hinterbeine der Kaulquappen, / wie ein Embryo“.

Lehnerts Innenwelt-Bilderfluten entwickeln einen Sog in die Tiefe, der in der Interpretation durch den Autor auf der beigegefügten CD auch akustisch zu vernehmen ist.

Hermann Lenz schrieb einst in einem ironisch verschleierte „Nachruf zu Lebzeiten“ aus dem Jahr 2009: „Mitleidig und bedauernd schauen die heutigen Dichter (denn jetzt gibt's wieder Dichter) zurück aufs zwanzigste Jahrhundert, in dem Lenz leben musste.“ – Christian Lehnert, so viel ist gewiss, ist einer der ersten Dichter des neuen Jahrhunderts.

Christian Lehnert, geboren 1969 in Dresden, studierte Religionswissenschaften, Orientalistik und Theologie. Lebt in Burkhardswalde im Müglitztal. 1995 Förderpreis zum Leonce-und-Lena-Preis, 1998 Dresdner Preis für Lyrik. Buchveröffentlichungen: *Der gefesselte Sänger* (1997), *Der Augen Aufgang* (2000) – beide im Suhrkamp Verlag.

---

Christian Lehnert, *Finisterre*. Gedichte  
Originalausgabe  
80 Seiten, gebunden, Fadenheftung, Lesebändchen, mit CD  
ISBN 3-902113-18-9 € 19,50 / sfr 33,50

---

## Pressespiegel

### **Rubrik „Sechs beste Bücher“**

Lyrik ist eine ernste Angelegenheit. „Ich rede mit mir, nur mit mir.“ Dem Deutschen Christian Lehnert reicht nicht das Spiel mit der Sprache, er zielt auf den Ernstfall ab. Er gibt erst Ruhe, wenn seine Gedichte jene Genauigkeit des Beschreibens, Sichtens und Ordnen erlangt haben, dass sie in eine metaphysische Dimension kippen. Dann hat er erreicht, dass seine Lyrik Gewicht auf den Weg gegeben wird. Die Schönheit eines Gedichts gibt sich nicht selbstlos, sie will auch etwas bedeuten.

*Anton Thuswaldner, Salburger Nachrichten, März 2003*

### **Das Klanggewölbe der Mystik**

„Schlesische Engel“ sind in der modernen Lyrik eine unbekannte, weil längst ausgestorbene Spezies. Der vorläufig letzte Poet, der als „Angelus Silesius“ (lateinisch: schlesischer Engel) auftrat, war der geistliche Barockdichter Johann Scheffler (1624-1677), der in seinen frommen Epigrammen die mystische Erfahrung des Einswerdens mit Gott durchbuchstabierte. Vor einigen Jahren ist nun ein Lyriker aufgetaucht, der sich als enthusiastischer Nachfahre der Mystik eines Meister Eckhart zu erkennen gibt und auch die Gottessuche des „cherubinischen Wandersmanns“ Angelus Silesius wieder aufnimmt. Es ist der Dichter Christian Lehnert, im Brotberuf Pfarrer in der sächsischen Provinz, der mit seltener Innigkeit mystische Ursprungsbilder formt und die Grandiosität der Schöpfung zu vergegenwärtigen trachtet.

Schon die ersten beiden Gedichtbände Lehnerts, 1997 und 2000 in der Edition Suhrkamp erschienen, waren Werke von großer suggestiver Bildkraft. Die mystisch-theologischen Antriebskräfte dieser Gedichte empfand eine sich aufgeklärt dünkende Lyrik-Kritik als anachronistisch. Einen ganz und gar von Schöpfungsmotiven hingerissenen und dezidiert religiösen Dichter zu loben, war nicht opportun. Lehnert hat sich von der Indifferenz der Kritik nicht beirren lassen und arbeitet in seinem jüngsten Gedichtband „Finisterre“ erneut an einem „Klanggewölbe für die Stimmen der poetischen Mystik“. Auch hier weist ein Epigramm von Angelus Silesius den Erkenntnisweg: „Ich weiss nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiss; / Ein Ding und nit ein Ding, ein Stüpfchen und ein Kreis.“ In fünf großen lyrischen Zyklen tastet Lehnert nach mystischen Urszenen: nach der Erfahrung planetarischer Ursprünglichkeit in den Urkräften der Natur, nach halluzinatorischen Szenen des Werdens und

Vergehens und nach der sinnlichen Präsenz des Gottessohnes. Einen Zyklus wie „passio“ hat noch kein avancierter Lyriker der Gegenwart gewagt: Hier beschwört der Dichter den Weg des Gottessohnes nach Golgatha. Die wohl bildmächtigsten Fügungen finden sich im ersten Zyklus, der eine lyrische Wallfahrt auf dem Jakobsweg evoziert.

Hier beginnt eine Wanderung in die versunkene Vorzeit, in die Schöpfungsfrühe: „Nomadenpflanzen, gleich ob auf den weissen Vakuolen / des Quarz, auf Wrackteilen, rostigen Kettensegmenten, / ob auf Panzern toter Krabben, sie vertäuen / den losen anorganischen Grund deiner Blicke mit dem Gedächtnis / umgrenzter Zellen, Kugelalgen, Fäden, Epithele.“

*Michael Braun, Basler Zeitung, März 2003*

## **Hingabe an Märchentraum unmöglich**

[...] Überhaupt tauchte das Thema Religion in den Reden der Laudatoren und Preisträger auffallend häufig auf. Am deutlichsten verständlicherweise in der Dankrede des Lyrikers Christian Lehnert, der einen der beiden mit 5500 Euro dotierten Förderpreise erhielt. Denn Lehnert, 1969 in Dresden geboren, sieht sich in einer „für die heutige Zeit seltsamen Doppelsexistenz“ als Dichter und Pfarrer. Im Spagat zwischen diesen Welten entdeckt er etwas, was sie beide miteinander verbindet, und dies hat mit Grenzen zu tun. Religion, nicht zu verwechseln mit den Lehren und Riten einer Kirche, taste „über die Widersprüche und Zufälligkeiten des Lebens hinaus auf eine fremde Mitte zu, wo jedes Bild, jeder Begriff, jeder Name verstummt“. Darin aber berühre sie sich mit dem Schreiben, „denn Gedichte entstehen dort, wo die Sprache versagt, wo ich nichts mehr sagen und doch nicht schweigen kann“. Bezug nehmend auf den Aufklärer, der sich zeitlebens auch mit theologischen Streitfragen befasste, wagte Lehnert schließlich die These: „Vielleicht ist die zeitgenössische Lyrik - zu diesem Schluss eben reizt mich Lessings theologischer Schleichweg - sogar ein angemessenerer Ausdruck für religiöse Erfahrung geworden als die Sprache der Kirche.“

Harald Hartung deutete in seiner Laudatio die Gedichtbände Christian Lehnerts – „Der gefesselte Sänger“ (1997), „Der Augen Aufgang“ (2000) und „Finisterre“ (2002) - als Dreischritt von „Exposition, Expansion und erneuter Engführung“. Geschichte, ostdeutsche zumal, sieht er in diesen Gedichten nicht mehr nur „horizontal, weltlich, rationalistisch“, sondern zunehmend auch theologisch bearbeitet. Und sie bewähren sich, Laudator und Preisträger stimmten hierin weitgehend überein, in einer Grenzregion: „Erfahrung wird letztlich durch Sprache beglaubigt - auch und gerade dort, wo Außersprachliches nach Sprache sucht. Christian Lehnert gelingt das selbst dort, wo dieses prekäre Gebiet beginnt.“

*Tomas Gärtner, Dresdner Neueste Nachrichten, Jänner, 2003*

## **Laudatio zur Verleihung des Förderpreises zum Lessing-Preis an Christian Lehnert**

Ein neuer Dichter - das ist eine neue Herausforderung. Im Falle von Christian Lehnert ist es eine doppelte, wie ich Ihnen zeigen möchte: eine persönliche und eine thematische. Dazu muss der Jahrgang 32, der hier den Laudator abgibt, eine Volte machen. Eine biographische, eine generationsmäßige. Gehen wir 50 Jahre zurück. Damals war Gottfried Benn mein Gott, hätte ich, Benn selbst variierend, schreiben können. Und dieser Gott hatte ein Gesetz erlassen, das einer ganzen Generation einleuchtete, den Satz: „Gott ist ein schlechtes Stilprinzip.“ Dieser Satz brachte auf den

Punkt, worin sich um 1950-1960 die deutsche Literatur von Rang einig war. Die religiöse Thematik, wie sie noch, moralisch bedingt, in der unmittelbaren Nachkriegszeit wichtig war, schien endgültig erledigt. Arno Schmidt trumpfte mit dem Wort auf: „Atheist? Allerdings!“, und Peter Rühmkorf - um einen von den damals Jungen zu nennen - betitelte seinen ersten selbständigen Gedichtband „Irdisches Vergnügen in g“ - das Titel-Muster war eine Parodie auf ein Werk des Barockdichters Barthold Hinrich Brockes. „Irdisches Vergnügen in Gott“ hieß dessen Sammlung frommer Welt- und Naturbetrachtung. Rühmkorfs parodistische Paraphrase dagegen hieß „Irdisches Vergnügen in g“ - wobei g kleingeschrieben das physikalische Symbol der Fallbeschleunigung meinte: also etwas absolut Nicht-Religiöses.

„Du bist zu spät, um glauben zu können“ sagt Rosetta in Audens Großgedicht „The Time of Anxiety“ - deutsch zuerst 1952 als „Das Zeitalter der Angst. Ein barockes Hirtengedicht“. Die Einleitung stammte wiederum von Benn, der sich bemühte, das unleugbare religiöse Moment in Audens Ekloge kleinzureden. Benn hielt den Deutschen von damals eine Philippika: „Man denkt manchmal, der Deutsche hat eine ganz besondere Neigung, sich die tatsächliche Lage des Menschen von heute zu verschleiern, er sieht lieber fort ins Antik-Humanistische, transplantiert etwas Paulinisches und macht ein klassizistisches Pflaster drauf.“

Die Predigt - so scheint es - hat gewirkt. Gott - um es zu pointieren - war nicht das Stilprinzip der Gruppe 47, nicht des Sozialistischen Realismus, nicht der studentischen Kulturrevolution, noch der politischen Lyrik zwischen Enzensberger und Erich Fried; auch die experimentelle und konkrete Poesie steht keinesfalls im Verdacht besonderer Frömmigkeit. Allenfalls jene neue Innerlichkeit, wie sie Peter Handkes Langsame Heimkehr ausformulierte, lässt - nach langer Pause - wieder etwas wie religiöse Motive erkennen. Plötzlich aber, Mitte der neunziger Jahre, als ein für seine Skepsis bekannter Autor vom Jahrgang 1929 aufsieht von seinem Blatt, steht ein Engel im Zimmer: „Ein ganz gemeiner Engel, vermutlich unterste Charge“. Und was ist die Botschaft des Engels? Dass sein Adressat, der Mensch, nicht weiß, wie entbehrlich er ist. Und was ist die Reaktion des Dichters? „Ich rührte mich nicht. Ich wartete, / bis er verschwunden war, schweigend.“ So Hans Magnus Enzensberger in seinem Gedicht „Die Visite“.

O wir haben unsere Lektion gelernt. Das A und O unserer Skepsis. Ihr erster Satz lautet: „Die Welt ist alles, was der Fall ist“. Und steht am Anfang von Wittgensteins Tractatus logico-philosophicus; und auch ihr letzter steht da: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ - Ein philosophischer Satz - ob auch ein richtiger? Ein Satz tödlicher Denkschärfe. Ob auch der Satz eines Dichters? Hätte der nicht das Recht zu sagen: "Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man dichten - singen?"

Meine Damen und Herren, ich bin bei Christian Lehnert. Wer je etwas von ihm gelesen hat, weiß: wir sind bei seinem Thema. Christian Lehnert ist ein junger Dichter, der das Problem der Metaphysik, das Risiko religiöser Poesie wieder aufgenommen hat. Der dabei nicht bloß beim Wünschen und Wollen stehen geblieben ist. „Kunst ist“ - ein letztes Mal Gottfried Benn – „das Gegenteil von gut gemeint.“ Lehnerts Gedichte sind nicht unbedingt gut gemeint, aber gut gedichtet. Dass sie es sind, will ich in drei Schritten dartun. Es sind die drei Schritte von Lehnerts Gedichtbüchern: "Der gefesselte Sänger", 1997 erschienen, „Der Augen Aufgang“ (2000) und „Finisterre“ (2002).

Von heute aus - also vom neuesten Band her - wollen mir bereits die Titel von Lehnerts Büchern bedeutungsvoll erscheinen: nämlich als eine Bewegung seines Denkens und also Dichtens. Als Exposition, Expansion und erneute Engführung.

Also: Wer ist der gefesselte Sänger? Ein junger Mann, Dresdener vom Jahrgang '69, der Religionswissenschaften, Orientalistik und Theologie studiert hat, wie wir aus dem Klappentext erfahren, gibt - 28jährig - sein Debüt. „Überhaupt, das gesicherte / vokabular besagt nichts, denn...“ so lauten die ersten beiden Zeilen seines Buches, der Anfang von „Selbstgespräch“. Und nun folgt der Entwurf für den anderen, für das lyrische Ich, für den andern als Gegenüber - wer weiß, für welchen anderen noch. Ich zitiere noch einmal:

*überhaupt, das gesicherte  
vokabular besagt nichts, denn  
da ist jener andere im fenster,  
ihm gegenüber, nachts,*

*in schmutzigen scheiben, ein weicher  
körper, eine anfällige  
haut, in zeitformen zerrissen,  
ein fremder, ein feind,  
den er braucht, so  
für die wirklichen  
aussagen über sich, die authentische  
sehnsucht in den worten (...)*

Ich breche abermals ab und formuliere meine These: Christian Lehnert erschafft sich in immer neuen Annäherungen jenes Gegenüber, ohne das jede Dichtung privat bleibt - ein Gegenüber, das in der Entwicklung seiner Poesie immer neu Gestalt annimmt. „Der gefesselte Sänger“ ist die Exposition von etwas, das ein Werk werden will.

Auf diesem Weg aber muss der junge Dichter erst einmal eine Menge von Hindernissen wegräumen, die ihn an der Entfaltung seines Talents hindern. Oder besser: muss sich abarbeiten an dem, was er vorfand. Soviel Geschichte, soviel Altlast. „Aber die ruhe ist bleiern“ - heißt es einmal. „plattenbau“ ist der Titel eines andern Gedichts. „eid“, „sperre“, „norm“, „untersuchung“, „prora“ folgen unmittelbar aufeinander - einzig „prora“ bekommt eine Erläuterung im Anhang - ich darf sie zitieren: „Dorf auf Rügen, bestehend aus einigen Fischerhäusern und einem kilometerlangen Kasernenkomplex der Wehrmacht, später der NVA.“

Das historische Syndrom also wird Thema und dessen deutsche, speziell ostdeutsche Variante - Lehnert sieht es nicht bloß als Anhäufung von Material, von politischer Problematik: ihm geht es um eine Summe, um Vertiefung. Er sucht die historischen „bruchzonen“ auf, in Dresden, aber auch am Sinai. Er sieht die Rampen der Konzentrationslager, er sieht dort die „krumen einer schöpfung-, einer / erschöpfungsgeschichte“. Diese Geschichte soll und kann nicht länger - so Lehnerts Ansatz - horizontal, weltlich, rationalistisch - , sie muss theologisch bearbeitet werden. Die entsprechenden Motive erscheinen zunächst eher zaghaft, vorsichtig, unter lateinischen Worten wie "nativitas" oder „creatio dei“. Es sind Versuche, „am ohr die glocken / des verlorenen / vaters zu glauben.“

Doch zuvor müssen die Augen erst tauglich werden, so scheint es, und so trägt Lehnerts zweites Gedichtbuch den schön lautenden, den poetischen Titel „Der Augen Aufgang“. Novalis und Paulus erscheinen hier als Eideshelfer. „Vielleicht beginnt ein neues Reich“ hofft der Dichter mit Novalis, und von Paulus zitiert er den wunderbaren Satz vom „Spiegel in einem dunklen Wort“.

Damit uns die Augen aufgehen, führt uns der Dichter im titelgebenden Zyklus in die Wüste. Sie ist mit mancherlei topographischen Elementen versehen, aber wesentlich sprachlich halluziniert. Eine innere Landschaft, so recht geeignet für eine Suchbewegung. Das Schlusstück kommt auf Paulus zurück: „Im Lichtkreis eines Sterns, im Schatten, den meine / Sprache wirft, laufe ich über einen dunklen Spiegel.“ Aber zu welchem Ende?

Aus dieser Dialektik von Licht und Sprache resultiert das Sinnbedürfnis, aber noch nicht der Sinn selbst. Noch weniger der Glaube oder gar die religiöse Inbrunst. Die Frage bleibt dominant. Neugier, Sehenwollen ist Lehnerts Sache, noch nicht die Emphase. Ihn interessieren die Schnittmengen von Religionswissenschaft, Orientalistik und Theologie. Eben die Fächer, die Lehnert studiert hat. Manche seiner Gedichte in „Der Augen Aufgang“ sind Skizzen eines Ethnologen, der die „Sandgefäße eines Beduinen“ ebenso würdigt wie den „Opferplatz Zibb Atuf“ oder „Drei Vitrinen im Israel-Museum“. Der kalte Blick befindet dort: was „einst Gott war“, ist nun „Exponat“, also tot.

In „Lichteinfall“ aus dem gleichen Band sucht der Autor einen anderen Ansatz: nämlich aus dem Widerstand der Form metaphysische Funken zu schlagen. Lehnert bemüht dazu die kunstvollste, vertrackteste Form der abendländischen Lyrik, den Sonettenkranz. Anfang und Schluss von vierzehn Sonetten ergeben die Summe, das Meistersonett. Lehnert hat sich höchst ehrenvoll aus der Affäre gezogen. Seine Verse bewegen sich gelenkig in den Scharnieren der Form. Aber da die Kunst nicht per se Sinn stiftet, fühlt das lyrische Ich sich im „virtuellen Raum“ gefangen. Und mit ihm das „neue Reich“ eines Novalis. Der lyrische Artist markiert noch einmal die Grenze der Kunst. „Der Augen Aufgang“ war eine Expansion, die ihn in die Weite der Wüste und der abendländischen Kunst führte. Nun galt es eine neue Engführung.

Im jüngsten Buch hat Lehnert das Ende der Welt erreicht. Das meint ja buchstäblich der Titel „Finisterre“. Er meint sowohl einen Teil der Bretagne wie das Vorgebirge an der Nordwestspitze der spanischen Provinz Coruna, das antike Promontorium Nerium. Lehnert dürfte diese Gegend im Auge haben, will sagen: auch der Metaphysiker kommt nicht ohne Anschauung, ohne Lokalität, ohne Konkretion aus. Der Poet findet sie auf den alten Pilgerwegen. Der titelgebende Zyklus liest sich als „Notizen vom Ende des Jakobsweges“. Dort, eines Morgens im Schatten eines Berges, gibt es so etwas wie eine Epiphanie, oder sagen wir vorsichtiger, eine religiöse Erfahrung:

*Du hörtest Laute, die deine Sprache nicht kannte,  
die tonlos zurücksanken in die panische Dunkelheit,  
bevor du warst, Geräusch,  
das du nicht begrenzen konntest:  
Nacht eines Körpers, den es nicht gab,  
Nacht eines Gottes, der niemals war (...)  
aus strömender Leere gelesen.*

Erfahrung wird letztlich durch Sprache beglaubigt - auch und gerade dort, wo außersprachliches nach Sprache sucht. Christian Lehnert gelingt das selbst dort, wo dieses prekäre Gebiet beginnt. „Langsam spreche ich mich aus der Welt heraus“, heißt es in einem späteren Gedicht dieses Bandes. Das könnte eine Gefahr sein; und Dichten geht nicht ohne Gefahr, sucht solche Gefahr sogar auf. Aber der feste Buchstabe - um auf einen wahrhaft Großen anzuspieren - hält den Dichter auch in solcher Gefahr. Lehnert endet "Finisterre" mit einem einzelnen extra abgetrennten Gedicht. Es heißt „Lesung aus dem Konsonanten Beth“ und hat ein wunderbares Bild:

*Du schläfst in einem Haus,  
das sich in einem anderen Haus spiegelt.*

Wer solche Bilder findet, um dessen Poesie muss uns nicht bange sein. Wir erwarten noch viel von Christian Lehnert.

*Harald Hartung, Laudatio zur Verleihung des Lessing-Preises, Jänner 2003*